



**SAMUEL
FINZI**

**SAMUELS
BUCH**

EIN AUTOBIOGRAFISCHER ROMAN

ullstein 

15

Cumplimiento de Minyán

Mein Vater war nicht gläubig, und ich wurde auch nicht religiös erzogen. Trotzdem hielt er auf seine Weise an den Grundsätzen fest, mit denen er aufgewachsen war. Die Beschneidung blieb mir also nicht erspart. Ich kann mich daran nicht erinnern, bin aber mit dem Ergebnis sehr zufrieden.

Gemäß dem Willen meines Vaters fand die rituelle Handlung nicht auf herkömmliche Art und Weise statt – also nicht am achten Tag, wie es das jüdische Gesetz vorschreibt, und auch nicht durch den Mohel in der Synagoge (was unter medizinischen Aspekten von Nachteil gewesen wäre), sondern erst, als ich bereits drei Monate alt war, unter Betäubung und durch die Hände eines Chirurgen. Da diese an sich intime Angelegenheit üblicherweise öffentlich verhandelt wird, nun aber in einer sterilen Arztpraxis vorgenommen wurde, beschloss mein Vater, das Ritual auf andere Weise kollektiv erlebbar zu machen. Beim anschließenden Festessen baumelte an einer Schnur befestigt meine Vorhaut über dem Esstisch.

»Mein Teuerster«, schrieb mir Papa neulich, »möchtest Du nicht wissen, welche Absichten ich hatte, als ich diese Reise mit Dir nach Paris unternahm? Es sollte eine große Tour durch mehrere Länder werden. Man sagte mir, dass die jüdischen Jungen zur Bar-Mizwa, also zu ihrer religiösen Volljährigkeit, ein großes Geschenk bekommen, etwas Besonderes, eine Reise eben oder etwas Ähnliches. (Wir Sepharden übrigens nennen die Bar Mizwa auch *Cumplimiento de Minyán*.)

Du warst fast vierzehn, als wir uns auf diese Reise begaben, ich kann mich nicht genau erinnern. Ja, genau, es war im Sommer, nachdem Du dreizehn geworden warst. Und ich hatte das Gefühl, dass es an der Zeit war, Dir begreiflich zu machen: Sowohl im Sozialismus als auch im Kapitalismus ist das Leben voller Unstimmigkeiten, absurder Situationen, Defizite, Hindernisse, kurz: Idiotien aller Art.

Es war üblich, dass Deine Mutter vor größeren Unternehmungen zu streiten anfing. Sie meldete lauter Bedenken an und verkündete am Ende, mit mir nicht mehr reisen zu wollen. Diesmal ließ ich mir eine List einfallen: Ich ließ Dich in ihren Reisepass eintragen, und als sie wieder im letzten Moment die Reise absagen wollte, sagte ich: »Dann wird auch dein Sohn darauf verzichten müssen.« Sie fuhr mit.

Wir hatten ein Schlafwagenabteil. Das Besondere daran war, dass ich darüber hinaus nichts weiter organisiert hatte. Ich plante von einem Tag auf den anderen und hing ständig in Telefonzellen, um die Route in die nächste Stadt zu organisieren. Wir wurden von glücklichen Zufällen begleitet. Wie Du weißt: Es gibt Kräfte, die nichts mit irgendeinem Gott zu tun haben, aber doch da sind!«

Die Organisation einer solchen Reise in den Westen für eine ganze Familie war ein kühnes Unterfangen, verbunden mit zermürbenden Behördengängen, vergeblichem Warten und getäuschten Hoffnungen. Die entscheidende Wende brachte unverhofft der Pförtner des Theaters der Arbeiterfront,

ein pensionierter Stasioffizier, der aus unerfindlichen Gründen Sympathie für meinen Vater empfand. Seine Verbindungen zu den entsprechenden Behörden bewegten unseren Reiseantrag von einem Schreibtisch zum anderen, bis er schließlich den ersehnten Stempel »Genehmigt« erhielt – unter der Bedingung, dass die Reiseroute festgelegt und die Finanzierung der Reise gewährleistet war. Da die offiziell zum Kauf angebotenen Devisen minimal waren, kam mein Vater auf die Idee, unsere Verwandten in New York, die Varsanos, um Unterstützung zu bitten.

Onkel Sammy Aharon, ein kleiner drahtiger Mann mit übergroßen Augen, dank seiner dicken Brillengläser, und stark ausgeprägten O-Beinen, die er dem langen Dienst in der kaiserlichen Kavallerie verdankte, lebte allein in Sofia. Er war der Vater von Bobby Aharon, dem Ehemann von Nora Varsano, der Nichte meiner Großmutter Mathilda. Wegen seines hohen Alters durfte er nicht mehr zu seinem Sohn nach New York fahren – seine Krankenversicherung wäre unbezahlbar gewesen. Mein Vater bot also Bobby an, seinem Vater Sammy eine Summe, die ungefähr vier sozialistischen Monatsgehältern entsprach, in bulgarischer Währung auszuzahlen. Als Gegenleistung sollte Bobby einen Scheck über fünfhundert Dollar bei einer Bank in Paris hinterlegen.

Papa und ich brachten Onkel Sammy die verabredete Summe. Wir klingelten lange an seiner Wohnungstür. Irgendwann ging die Tür auf, eine stinkende Dunstwolke kam uns entgegen, darin hing Onkels Sammys Brille. Mein Vater schob Sammy beiseite, stürzte in die Küche, wo er die Ursache des Gestanks fand und das Feuer auf dem Herd löschte. Es war ganz offensichtlich besser für Onkel Sammy, wenn er nicht nach New York fuhr.

Anfang Juli nahmen wir den Nachtzug Richtung Italien, und nach einer kurzen Zitterpartie an der bulgarisch-jugoslawischen Grenze langten wir am nächsten Tag in Venedig an. (Dieses Zittern blieb noch lange für mich ein lästiger Wegbegleiter beim Überqueren von Staatsgrenzen.)

Venedig! Ja, klar, Canal Grande, San Marco, Rialto ... Aber, mein Gott! Man konnte in einen Laden gehen und eine Bluejeans kaufen oder original Adidas-Turnschuhe, einfach alles, was man wollte!

Wir übernachteten in einer billigen Pension, am nächsten Morgen ging es weiter nach Florenz. Dort angekommen, klebte ich wieder an den Schaufenstern, bis mich meine Eltern in die Galleria dell'Accademia schleppten und ich plötzlich dem David von Michelangelo gegenüberstand, den ich sofort wiederkannte – dank der *Weltgalerie*, meiner Kunstzeitschrift.

Ich kann mich nicht von der Stelle rühren. Ich bin gefangen von etwas, das mein pubertierendes Gemüt erschüttert: der Blick, die Finger, die den Stein umschließen, die Gelassenheit in der Anspannung, die Ambivalenz seiner Körperhaltung zwischen Selbstschutz und Angriff ... Ich schaue zu diesem fünf Meter großen Jungen hoch. Das Größenverhältnis zwischen mir und David entspricht wahrscheinlich dem zwischen ihm und seinem gigantischen unsichtbaren Gegner. »Wie groß muss dann erst Goliath sein?«, frage ich mich. »Aber das bin doch ich! Dieser David, das bin ich! Ich spüre schon den Stein in meiner Hand!« Unwillkürlich nehme ich seine Haltung an. Schaue wie er zur Seite, nur taucht statt Goliath plötzlich mein Vater vor mir auf. »Komm mit! Ich muss dir was zeigen. Dann wirst du endlich wissen, wer dein Vater ist!« Er führt mich in den nächsten Saal und zeigt auf ein prächtiges Ölgemälde vom Jüngsten Gericht. Meine Mutter steht auch schon da – mit hochgezogenen Augenbrauen. Sie sieht die Pointe, die mein Vater liefern wird, bereits voraus. Das Gemälde zeigt Gottvater in gleißendem Licht über den Wolken schwebend, unter ihm die Erlösten und die Verdammten. »Habe ich's nicht immer schon gesagt?«, fragt Papa gespielt unschuldig und stellt sich noch näher ans Bild. Endlich hat er den Beweis für

seine biblische Abstammung gefunden. Es stimmt: Das wirre Haar, der Vollbart, das starke Profil, der scharfe Blick – die Ähnlichkeit zwischen Gottvater und meinem Vater ist nicht zu übersehen. Mama verdreht nur die Augen und wendet sich mit einem Seufzer ab.

Bis wir Paris, das Ziel unserer Reise, erreichen, müssen wir mit dem wenigen auskommen, was uns der Staat an Devisen zugesteht. Am günstigsten wäre es, bei Freunden oder Verwandten unterzukommen. Von Florenz fahren wir also weiter nach Siena. Dort teilen wir uns ein Zimmer mit befreundeten Orchestermusikern aus Sofia; sie stellen sich für die angehenden Dirigenten einer Sommerakademie zur Verfügung.

Wieder will es der glückliche Zufall, dass gerade an diesem Tag der alljährliche Palio, das berühmte Pferderennen, auf der eigens mit Sand aufgeschütteten Piazza del Campo stattfindet. Die ganze Stadt ist auf den Beinen, die Menschen sind in Renaissancekostüme gekleidet, deren jeweilige Farben für die konkurrierenden Stadtteile, die einzelnen *Contradas*, stehen. Nach dem Rennen wird das Siegerpferd im Jubel durch die Gassen geführt. Wein fließt in Strömen. Die Bürger der *Contrada*, die zum ersten Mal nach vielen Jahren den Sieg errungen hat, sind in Ekstase.

Mittlerweile beginnt man schon mit dem Aufräumen der Piazza del Campo. Große Laster rücken an, Menschen in Arbeitskleidung schleudern den Sand darauf. Grölende Männer ziehen vorüber und werfen den Arbeitern Sprüche zu, alle lachen.

Wir sitzen an einem der übrig gebliebenen Tische am oberen Rand des Platzes und beobachten das Treiben. Plötzlich zeigt mein Vater in Richtung Rathaus und beginnt mit einem Vortrag. »Sicherlich war der Architekt der Signoria auch in so einen Rausch geraten, als er damals, vor einigen Jahrhunderten, sein Bauwerk vollendet hatte.« Mama und ich schauen uns an: Wo kommt das jetzt her? Papa fährt fort. »Eingeladen von seinem Auftraggeber, dem Doge von Siena, mit ihm zusammen den frisch erbauten Rathaustrum zu besteigen, schauten beide von oben auf die Piazza del Campo und die ganze Toskana hinab: der Doge, stolz auf seine Idee, der Architekt, stolz, diese Idee verwirklicht zu haben. Überwältigt von dem Panorama, das sich ihnen bot, entschied der Doge, jegliche Möglichkeit auszuschließen, dass ein ähnliches Bauwerk an irgendeinem anderen Ort entstehen könnte. Der Architekt musste also aus dem Verkehr gezogen werden! Der Doge näherte sich dem Architekten, der sich noch immer an dem überwältigenden Ausblick und dem eigenen Erfolg berauschte. Ein kleiner Schubs, und er stürzte in die Tiefe. Das Geräusch des Aufpralls hörte der Doge nicht – der Turm ist immerhin achtundachtzig Meter hoch«, beendet mein Vater seine Geschichte und versäumt nicht die Gelegenheit, mir eine Regel auf den Lebensweg mitzugeben: »Es ist nicht gesund, sich am eigenen Erfolg zu berauschen.«

16

Fintzi versus Finzi

Das Italienprogramm ist geschafft, die Reiskasse fast leer, und wir müssen zusehen, dass wir uns mit unseren letzten Lire bis nach Paris durchschlagen. In Turin haben wir eine Stunde Zeit, bevor der nächste Zug fährt. Aufgrund der Klavierwettbewerbe in verschiedenen italienischen Städten (zwei davon gewonnen!) kennt meine Mutter Italien viel besser als mein Vater. Trotzdem hat sie sich bis jetzt zurückgehalten und ihm die Reiseführung überlassen. Nun aber beschließt sie zu zeigen, was sie in Bezug auf die italienische *dolce vita* draufhat, und schleppt uns in eine *macelleria*. Dort bestellt sie *Prosciutto di Parma*. »Etwas, das man in Italien gegessen haben muss!«, erklärt sie uns. Der Metzger schaut irritiert, als sie nach der dritten hauchdünnen Scheibe, die er auf die Waage legt, »*Basta!*« ruft und auf ihr leeres Portemonnaie zeigt: »*Non ce più soldi!*«

Später sitzen wir auf der Bank am Bahnhofplatz. Die Alufolie mit der kostbaren Delikatesse liegt auf Mamas Schoß. Papa hat in der Zwischenzeit drei Brötchen organisiert und schneidet sie auf. Der dreifache Hauch von Parmaschinken wird feierlich verteilt. *Ciao, bella Italia!*

Mein Vater hat einen Zwischenstopp in Lyon eingelegt, in der Hoffnung, dass wir dort von den Verwandten versorgt werden – den Fintzis mit t und den Finzis ohne t. Das einzige Problem: Wie können wir die einen besuchen, ohne dass die anderen davon Wind bekommen?

Ankunft Lyon. Unser Taxi hält vor einem Wohnblock in Tassin-la-Demi-Lune. Bezahlen wird es David Fintzi, der Bruder meines Großvaters Sami. Er wartet vor dem Hauseingang auf uns. Seine Erscheinung entspricht gar nicht meiner Vorstellung von einem Metzger, er ist schwächling und nicht besonders groß. Das letzte Mal, als David meinen Vater sah, war er halb so alt wie ich jetzt und hatte blonde Locken. Nun steigt ein leicht ergrauter, vollbärtiger, schlanker Mann aus dem Taxi. Onkel David umarmt ihn, tritt einen Schritt zurück: »Bist du vom KGB? Ich bin mir sicher, du bist vom KGB, sonst hätten sie dich niemals rausgelassen. Du weißt, dass ich Antikommunist bin.« Dann fixiert er mit leicht geneigtem Kopf meine Mutter und mich, um uns in sein sehendes Auge zu fassen, das andere ist nämlich aus Glas. »Kommt ihr direkt aus Bulgarien?«, fragt er, »Ich mag keine Kommunisten. Die sind alle Heuchler und Betrüger!« In den nächsten Tagen werde ich feststellen: Das ist kein Witz, David hasst den Kommunismus.

Er gefällt mir, mein Großonkel, mit seinen sarkastischen Bemerkungen über das Leben im realen Sozialismus und dem Aufblitzen des gesunden Auges, wenn er sich über unser Staats- und Parteioberrhaupt Schiwkow lustig macht. Alles Worte, die ich so offen ausgesprochen noch nie gehört habe. Zu Hause in Bulgarien wird meistens getuschelt und nicht ohne sich vorher umzuschauen. Man

muss immer aufpassen, wo, wie und vor allem wem man was sagt. Meine diffuse Unzufriedenheit – die größtenteils meiner rasant fortschreitenden Pubertät geschuldet ist – bekommt so etwas wie eine politische Richtung. Und ich habe, zumindest für die Tage, die wir bei Onkel David sind, einen Verbündeten. Ich kann mich in den Diskussionen mit meinem Vater, bei denen ich die offensichtlichen Vorteile des Kapitalismus immer wieder hervorhebe, auf Davids Rückendeckung verlassen – selbst wenn es sich um die Tatsache handelt, dass man hier das Album *Jazz* von Queen in jedem Plattenladen kriegt, und zwar samt zugehörigem Poster. (Darauf sind hundert nackte, gut gelaunte Radfahrerinnen im Profil abgebildet, die auf den Startschuss warten. Eine beugt sich noch quer über ihr Rad, von ihr ist nur der leuchtende Hintern zu sehen. Was natürlich Onkel David weniger interessiert.) Mein Vater gibt nicht so schnell auf und versucht, alles wieder ins Verhältnis zu setzen. Er hat sich fest vorgenommen, dem eigenen Sohn dialektisches Denken beizubringen, was mich in Rage bringt.

Meines Vaters Auffassung von Erziehung war generell von einer gewissen Exzentrizität geprägt. Die Linie seines pädagogischen Wirkens war keine konstante, sondern folgte vielmehr den Kurven seiner eigenen Erlebnisse und Erkenntnisse: ein gelesenes Buch, das Stück, das er gerade probte, Details aus dem Leben einer historischen Persönlichkeit.

Als ich noch im Vorschulalter war, unterzog er sich einmal einer dreiwöchigen radikalen Hungerkur unter Aufsicht einer guruhaften Heilerin, seinerzeit eine Ausnahmeerscheinung in der streng reglementierten sozialistischen Medizin. Er entschloss sich dazu, weil er einen Leistenbruch nicht operativ behandeln lassen wollte. Also stürzte er sich mit Feuereifer in dieses Abenteuer. Nach dem strikten Fasten folgte ein Monat mit Gemüse- und Obstsaften, die ihm meine Mutter bis zur Wiederherstellung seines normalen Essverhaltens anfänglich mit einem Teelöffel verabreichte. Während dieser Zeit spielte er ununterbrochen weiter, da sich der sozialistische Theaterbetrieb von seinen Experimenten nicht beeindruckt ließ. Für seine Kollegen zweifellos eine Überforderung, mit diesem Strich von einem Menschen auf der Bühne zu stehen – zwei riesige Augen auf Beinen. Es war eher der Geist meines Vaters, der da über den Brettern schwebte. Er erinnerte an Picassos Zeichnung von Don Quixote.

Papas körperliches Befinden bestimmte von da an jahrelang das gesamte Familienleben. »Drei Tage Hunger täten dem Kleinen ganz gut«, behauptete er, »das würde seine Sinne schärfen und ihn von seiner Aversion gegen bestimmte Gerichte, wie zum Beispiel Karottensalat oder Haferbrei, heilen.«

Nach dem dritten Tag war ich schon so ausgehungert, dass ich selbst das von mir gehasste Schwarzbrot mit drei Scheibchen Zwiebel darauf widerstandslos verschlang. Die ersten zwei Tage überstand ich nur, weil mir meine Kinderfrau, Tante Jeanna, heimlich ein paar Butterbrote schmierte.

Auch die Essenszeiten und vor allem der Inhalt der Mahlzeiten richteten sich nach der jeweiligen Rolle, die mein Vater am Abend zu spielen hatte. Manche Inhaltsstoffe, meinte er, sollten ihn aggressiv machen, andere ihn positiv stimmen, wieder andere Melancholie verursachen und so weiter. Außerdem wurden wir ständig davon in Kenntnis gesetzt, in welchem Stadium der Verarbeitung sich die aufgenommene Nahrung in seinem Körper gerade befand – von Anfang bis Ende. Alles im Namen der Schauspielkunst!